

Freitag, 19. Juli 1920

Kindheit.

Si le grain ne meurt...

Erinnerungen.

Von André Gide.

Wir beginnen heute die Veröffentlichung der Erinnerungen von André Gide. Der große französische Schriftsteller, dessen Roman 'Rassolminar' auch in Deutschland das aufmerk...

Vier Jahre.

Ich bin am 22. November 1869 in Paris geboren. Meine Eltern hatten damals, Rue de Médecin, eine im vierten obersten Stock gelegene Wohnung inne, die sie einige Jahre später aufgaben und an die ich keinerlei Erinnerung bewahrt habe.

Ich erinnere mich auch noch an einen ziemlich großen Tisch, der, glaube ich, im Esszimmer stand; die Tischdecke fiel bis auf den Boden herab. Darunter verflocht ich mich mit dem Sohne

der Portiersfrau, einem Jungen meines Alters, der mich manchmal besuchte.

„Was treibt ihr denn da unten?“ rief meine Nonne. „Nichts. Wir spielen.“ — Und wir schüttesten geräuschvoll irdenein Spielzeug, das wir, des Scheines halber, mit in unler Versteck genommen hatten.

Und von wem kannte sie der Lehrende? Ich weiß es nicht. Man darf wohl annehmen, daß ein Kind sie mitunter neu erfindet. Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, ob jemand mich unterrichtet hat, oder wie ich das Vergnügen erdachte habe; aber es ist da, soweit mein Gedächtnis zurückreicht.

Uebrigens weiß ich, wie sehr ich mir schade, indem ich dies und das Folgende mitteile; ich sehe voraus, wie man es gegen mich ausbeuten kann. Aber meine Erzählung will wahrhaftig sein, und nichts anderes. Nehmen wir an, ich schriebe, um Ruhe zu tun.

In diesem unschuldigen Alter, wo die Kindesseele ein Wunder an Klarheit, Zartheit und Reinheit sein soll, erkenne ich in der meinigen nur Finsternis, Häßlichkeit und Verstocktheit.

Man führte mich in den Jardin du Luxembourg. Aber ich weigerte mich, mit den anderen Kindern zu spielen. In mürrischer Absonderung verbarnte ich mit meiner Nonne auf der Bank und betrachtete die Spiele der anderen von weitem. Sie lachten, mit Hilfe kleiner Eimer, hübsche Sandburgen und reichten sie gierlich nebeneinander. . . .

Das andere Welt amnis, das ich berichten will, ist von kesslamerer Art, und wohl deswegen schäme ich mich seiner nicht so sehr. Meine Mutter hat es mit in der Folge oft wiedererzählt, und ihre Worte unterliegen meine Erinnerung.

Es war in Uzès, der kleinen süßfranzösischen Stadt, in die wir jedes Jahr einmal reisten, um die Mutter meines Vaters und einige andere Verwandte zu besuchen. Zu diesen Verwandten gehörten die Cousins de Flaug, die im Herzen der Stadt ein altes Haus mit einem Garten besaßen. In diesem Hause also war es. Meine Cousine war sehr schön und wußte es. Ihre tief-schwarzes, seitlich glatt herabfallendes Haar ließ ein kameerartiges Geflecht (ich habe ihre Photographie wieder-gelesen) und einen herrlichen Teint zu voller Geltung kommen. In den Zaubern ihres Teints erinnere ich mich noch deutlich; und zwar um so mehr, als sie an dem Tage, wo ich sie zum

ersten Male sah, ein Kleid trug, das die Schultern und den Hals frei ließ.

„Komm rasch und küß deine Cousine auf die Wangen,“ sagte meine Mutter zu mir, als ich in den Salon trat. (Ich konnte damals kaum älter sein als vier Jahre, höchstens fünf.) Ich kam näher. Die Cousine ergriff meine Hände und zog mich an sich. Aber vor dem schätzenden Glänzen dieser nackten Schulter packte mich eine Art Launel; und anstatt meine Lippen auf die Wange, die sie mir hinstellte, zu pressen, näherte ich meinen Mund ihrer Schulter und biß heftig hinein. Die Cousine schrie vor Schmerz; ich brüllte vor Entsetzen. Sie blutete. Ich spuckte aus, voller Ekel. Man führte mich schleunigst aus dem Zimmer, und ich glaube, man war so bestürzt, daß man vergaß, mich zu bestrafen.

Eine Photographie aus jener Zeit, die ich vor Augen habe, stellt mich in einem lächerlichen, variierten Kleidchen dar, angehängelt an die Hüfte meiner Mutter, mit krankhafter, böser Miene und schliefem Blick.

Spiegelung.

Sechs Jahre war ich alt geworden, als wir die Rue de Médecin verließen. Unsere neue Wohnung, Rue de Tournon Nr. 2, im zweiten Stock, lag an der Ecke der Rue Saint-Sulpice, auf welche die Fenster von meines Vaters Arbeitszimmer sahen. Meine Stube war nach einem großen Hofe zu gelegen. Ich erinnere mich besonders an das Vestibül, weil ich mich dort (falls ich nicht gerade in der Schule oder in meinem Zimmer war) am liebsten aufhielt, zumal wenn Mama, meines Herumlungerns müde, mir gesagt hatte, ich solle nun ein bißchen „mit meinem Freunde Pierre“, das heißt: ganz allein, spielen. Der bunte Teppich dieses Vestibüls stellte große geometrische Flächen dar, auf denen man mit dem imaginären Freunde Pierre wunderschön Marmel spielen konnte.

Ein gefädelter kleiner Beutel enthielt die schönsten und größten Marmeln, die man mir einzeln geschenkt hatte und die ich nicht mit den gewöhnlichen zusammenhat. Einige waren darunter, über deren Schönheit ich immer aufs neue entzückt war, zumal ein Wunderding aus schwarzem Achat mit einem Äquator und Wendekreisen in Weiß, und ein sogenannter „Kuhp“, aus durchsichtigem Stein von heller Schilppattfarbe, dessen ich mich zum „Abfangen“ bediente. Und dann, in einem großen Leinwandbeutel, ein ganzes Meer von kleinen grauen und braunen Marmeln, die zum Bewohnen- oder Verfortwerden da waren und die als Einjah dienten — späterhin, als ich selbständige Spielkameraden gefunden hatte.

Ein anderes Spiel, dem ich leidenschaftlich ergraben war, war jenes Wunderinstrument, das man „Kaleidoskop“ nennt: eine Art Perspektiv, das an seinem dem Auge abwärts überliegenden Ende eine stets wechselnde Mosaik erblickten läßt, gebildet aus beweglichen Stüchchen bunten Glases, die sich zwischen zwei durchscheinenden Glimmerstäben befinden. Das Innere des Perspektivs ist mit Spiegeln besetzt, in denen die Phantasie magorie der sich bei der geringsten Bewegung des Apparats zwischen ihren beiden Matten der schwebenden Glasstücke symmetrisch vervielfältigt wird. Die Verwandlung des Anblicks der Mosaiken verleiht mich in unbeschreibliches Entzücken. Ich sehe Farbe und Form der einzelnen Glasstücke noch genau vor mir: das grünte war ein gelber Rubin von dreieckiger Form, der mit seinem Uebergewicht das ganze Ensemble durcheinanderwürfelte. Ferner war da ein tiefpunkter Granat, amändernd kugelförmig; ein Quarzad in Gestalt einer Eichel; ein Topas, von dem ich nur die Farbe noch vor Augen habe; ein Saphir und drei kleine goldfarbige farbene Splitter. Sie erschienen niemals alle gleichzeitig auf den Szene; einige blieben völlig verdeckt; andere verbrachten sich zur Hälfte in den Kulissen, jenseits der Spiegel; nur der Rubin, allzu gewichtig, verschwand niemals in seiner Totalität.

Meine Cousinen, die m.inen Geschmack für dieses Spiel teilten, aber sich weniger eifrig dabei erwiesen, schüttelten den Apparat jedesmal heftig, um eine vollkommene Neuordnung des Bildes herbeizurufen. Mein Vorgehen war anders; eine die Szene aus den Augen zu lassen, bewegte ich das Kaleidoskop so, daß ich die Mosaik sah, ganz so, wie sie war, und ließ sie ruhig stehen. Das irritierte mich ebenfalls, wie es mich begaberte, und alsbald beschloß ich, den Apparat zur Klärung meines Geheimnisses zu zwingen. Ich machte den Boden los, zählte die einzelnen Glasstücke und zog drei Spiegel aus ihrem Versteck heraus; dann tat ich sie wieder hinein; aber, zusammen mit ihnen, nur drei oder vier Glasstücke. Nun war das Farbenspiel armfellig geworden; der Wechsel des Bildes bot kaum noch Ueberraschungen; aber wie gut konnte man die Phasen der Umgestaltung verfolgen! wie genau erkannte man die Beweggründe der Lust!

Dann kam mir die Idee, die Glasstücke durch allerlei andere Gegenstände merkwürdigster Art zu ersetzen: eine Feder Spitze, den Flügel einer Fliege, ein Zierholz-Gedächtnis, ein Grashalmchen. Das gab schwärzlich-undurchsichtige, feine-mehr mehr fernhafte Bilder, die immerhin, wegen der Spiegelung, eines gewissen geometrischen Interesses nicht entbehrten. . .

Kurz, ich verbrachte Stunden und Tage mit diesem Spiel. Die Kinder von heutzutage kennen es, glaube ich, gar nicht, und deshalb habe ich so ausführlich darüber gesprochen.

Die übrigen Spiele meiner frühesten Kindheit: Patience, Abziehbilder, Baukasten, waren alles einsame Spiele.

„Schäfschen“.

Ich hatte keinen Kameraden. . . Ober hoch: ich erinnere mich wohl an einen; aber das war, leider, kein Kamerad zum Spielen. Wenn Marie mich in den Luxembourg führte, so traf ich dort einen Knaben meines Alters gart, sanft und still; sein blaßes Gesicht war von einer großen Brille halb verdeckt, hinter deren dunklen Gläsern man nichts zu erkennen vermochte. Den Namen dieses Knaben habe ich vergessen, oder vielleicht habe ich ihn nie gewußt. Weil er einen kleinen Pelz von weißer Schafwolle anhatte, so nannten wir ihn „Schäfschen“.

„Schäfschen, warum tragen Sie eine Brille?“ (Ich glaube mich zu erinnern, daß ich nicht „du“ zu ihm sagte.)

„Ich bin krank an den Augen.“

„Zeigen Sie mir Ihre Augen.“

Da rückte er die häßlichen Gläser etwas in die Höhe, und sein armer, blinzelnber, unsicherer Blick drang mir schmerzlich ins Herz.

Wir spielten nicht zusammen; ich erinnere mich nicht, daß wir je etwas anderes getan hätten, als Hand in Hand unter den Bäumen einherzugehen, in völligem Schweigen.

Diese erste Freundschaft war nur von kurzer Dauer. „Schäfschen“ hörte bald auf, in den Luxembourg zu kommen. Ach, wie der Garten mir da verwaist ersahen! . . . Aber meine wahre Verzweiflung begann erst, als ich erfuhr, daß Schäfschen blind werden mußte. Marie war der Bonne des Kleinen auf der Straße begegnet und erzählte meiner Mutter ihre Unterhaltung mit ihr; sie sprach leise, damit ich nichts hören sollte; trotzdem erhaschte ich den Satz: „Er kann schon seinen Mund nicht mehr finden.“ Das war natürlich ein alberner Ausspruch; denn, um seinen Mund zu finden, bedarf man doch, wie mir sofort zum Bewußtsein kam, des Sehens nicht — dennoch verletzten mich diese Worte in die tiefste Bestürzung. Ich lief in mein Zimmer, um mich einzuzumähen, und während mehrerer Tage übte ich mich darin, lange Zeit mit geschlossenen Augen zu verbleiben, hin- und herzugehen, ohne sie zu öffnen, und alles, was Schäfschen erleiden mußte, an mir selbst zu empfinden.